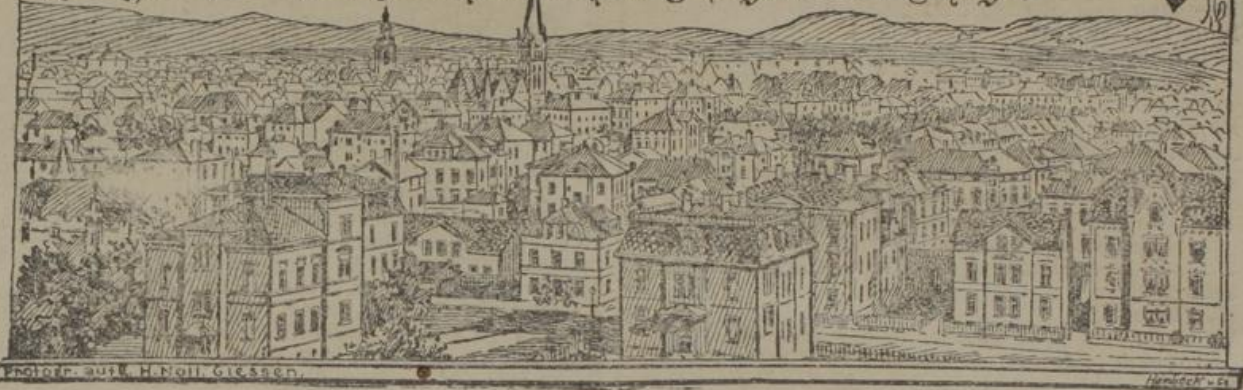


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



PHOTOGR. GUTH. H. NOIL. GIESSEN.

Herrlich - 21

## Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

27. Kapitel.

Mit sommerlicher Herrlichkeit leuchtete am ersten Augusttage die Sonne über Stadt und Land. Aber niemand hatte Augen für das Lichtmeer in der Höhe. Etwas Unbestimmtes lähmte die Arme und das Denken. Hier und da eine gefurchte Stirn, krampfhaft geschlossene Lippen. Bei den meisten glänzende Augen und weithin sichtbares Kraftbewußtsein. Den Mähern blieb die Sense in den Halsen hängen. Die Soldat gewesen waren, dachten an ihre Papiere. So sehr man sich dagegen wehrte, das wirtschaftliche Leben kam allmählich ins Stocken. Es war Samstag und früher wie sonst wurde allerorten Feterabend gemacht. Was Mann war in Bronin — und heute zählten sich schon die Burschen von sechzehn Jahren dazu — stand in heftiger Hin- und Herrede vor dem Gasthaus. Gegenüber war die Posthalterei. Jeden Augenblick rechnete man auf eine Depesche, die mit einem einzigen Hieb den Knoten dieser Tage löste. Der Freiherr sah, wie die Arbeit von den Feldern floh. Er sah die ungeheure reiche Ernte dieses Jahres auf dem Haln, und es jammerte ihn, daß dies alles nun vielleicht verkommen sollte. Vor dem Dorfe an den Heden der ersten Einwohnerhäuschen war Direktor Saar zu ihm gestoßen.

„Ich simuliere hin und her. Was soll das werden? Die neuen Fabriken, wo jeder Mann auf seinem Platze stehen soll — und diese Ernte! Zuckerrüben —“

Er riß eine aus dem Acker am Weg von mächtigem Wachstum.

„Das gäbe eine Kampagne!“

„Abwarten, Saar!“ sagte der Freiherr und fuhr sich durch den buschigen Bart. „Dabei immer mit dem Meißelstein rechnen! Es gibt ja doch kein Zurück mehr. Die da drüben“ — er zeigte nach der russischen Grenze — „zwingen uns. Aber wenn — denn! Es gibt ein großes Schlachten.“

„Ich habe mit Tschammer die Listen durchgesehen. Von unseren Leuten müssen fast alle mit. Das wird eine schwere Not.“

„Ja alle — und ich muß dableiben.“

Rothkirch schlug mit dem Stock zwischen die Zweige eines Boatsdornbusches, daß die Blätter aufspritzten.

„Glück im Unglück. Es hat wohl so sein sollen, daß unser Baumeister den Arm im Verband hat. Der Bau ist knapp unter Dach. Wenn Böllsin nun auch weg mächte.“

„Es ist ein Glück — ja. Nun muß er sehen, wie das zu Ende gebracht wird. Wie geht es ihm?“

„So weit gut.“

Saar sah den Freiherrn scharf von der Seite an und überlegte jezt jedes Wort.

„Nur — er grübelt zu viel über gewesene Dinge. Das gefällt mir nicht. Die Schwester — und dann der Vater. Er erzählte mir neulich von dem seltsamen Unglück in Niederwiesenthal.“

Saar betonte jedes Wort und ließ den Freiherrn nicht eine Sekunde aus den Augen.

„Und das Merkwürdigste — der Baumeister hat die Uhr des Täters in seiner Hand und weiß doch nicht, wer es war. Jedenfalls eine Situation, die in der Kriminalgeschichte wohl ziemlich einzig dasteht. Mich hat die Sache außerordentlich interessiert. Bleibt Frieden, dann —“

Er kam nicht weiter. Rothkirchs Augen stierten gläsern ins Weite. Bei jedem Satze war sein Kopf mehr vornüber gesunken, daß die Schultern im Nacken hochstanden. Von der Stirn rann ihm der Schweiß in hellen Tropfen.

„Es ist — furchtbar — warm. Bitte, gehen Sie — vor. Tschammer soll — mich — erwarten.“

Saar küsterte die Mütze, warf noch einen kurzen, durchbohrenden Blick auf Rothkirch und ging voraus. Der Freiherr mühsam, Fuß vor Fuß setzend, hinterher. Er wäre fast umgefallen. Ein Schwindelanfall nach dem andern zog über ihn hinweg. Er war ganz haltlos.

„Nicht schwach werden! — Durchhalten! — Bis ans bittere Ende!“

So feuerte er seine letzten Kräfte an, gewann durch eine Seitenspurte den Park und fiel auf eine Bank.

„Esladron — Traab!“

Halb unbewußt sprach er das Kommando.

„Esladron —“

Da kam er ganz zu sich. Er nahm den Hut ab, faltete die Hände über den Knien und betete mit Inbrunst.

„Herrgott — in meinem Leben habe ich nie bei dir um etwas gebeten. Ich konnte dir nur immer danken. Doch jezt bitte ich eins: Sende den Völkern die Kriegsfackel — laß Krieg werden, o Herr, und schenke mir einen ehrlichen Soldatentod! Amen.“

Jezt war er ganz ruhig und mit sich einig. Er sah sich prüfend um und ging weiter.

Vor ihm lag das Schloß, mit den beiden neuen Flügeln ein wuchtiger Bau. Aus der Mitte brach breit und stolz die Kuppel aufwärts. Die schwarz-weiße Fahnenstange trug über dem dreifarbigem Flaggentuch den grünen Reichskranz. Rothkirch schmerzte es, die halb vollendete Arbeit, die ein Sinnbild seines Lebenserfolges sein sollte, so vor sich zu sehen. Er hielt eine Hand vor die Augen und suchte sein Arbeitszimmer auf.

Im Vestibül wartete der Oberinspektor. Rothkirch bestellte ihn auf eine Stunde später. Dann arbeitete er hastig, ordnete Papiere, machte sich Notizen, schrieb zwischendurch Briefe.

„Ich muß morgen früh nach Berlin, mein lieber Tschammer. Wenn es losgeht — Sie brauchen meiner Frau vorläufig nichts davon zu sagen — geh ich zu meinem Regiment.“

„Herr Baron!“  
„Ich bin Ihnen wohl zu schlapp, Tschammer? = Ich weiß.“

„Herr Baron — bewahre mich der Himmel vor einer Sünde. Aber das — das — das können Sie nicht! Sie dürfen das nicht! Sie haben Haus und Hof und Weib und Kind und haben die Last der Jahre —“

„Andre auch, Tschammer. Sie sollten sich schämen, in dieser Zeit so zu reden. Also — es ist gut. Es bleibt dabei. Wenn — dann fehlt Alexander Rothkirch nicht, Tschammer!“

Matt setzte er hinzu:

„Vielleicht — vielleicht kommt es noch nicht zum Ausbruch. Wer will das heute wissen? Aber hoffen wir's! Hoffen wir's!“

Oberinspektor Tschammer sah den Freiherrn an, wie man einen Fieberkranken betrachtet.

„Sie, Herr Baron, haben mir in meinem ganzen Leben noch nie etwas übelgenommen, wenn ich auch immer geradeaus war. Sie müssen mir jetzt auch die Frage erlauben, die hier einzig am Platze ist: Sind Sie krank, Herr Baron?“

Da sprang Rothkirch auf und blickte seinen Oberinspektor voll Zorn an.

„Tschammer!“

Er machte ein paar Schritte in das Zimmer.

„Sie haben mich noch nie beleidigt. Jetzt haben Sie das getan. Aber — es ist vorbei — ihr alle — ihr — ihr“ — er schrie das fast hinaus, so geriet er in Aufregung, „ihr dürft — mich ja — beleidigen. Hahaha — ihr dürft —“

Atemlos sank er auf den nächsten Stuhl und stierte zu Boden.

„Was — was war das? — Wo bin ich?“

Geistesabwesend sah er Tschammer an, der sich über ihn beugte und ihn sanft am Arm gefaßt hatte. Kein Zweifel, der Freiherr hatte den Verstand verloren!

„Es ist schon vorbei. Schonen Sie sich, Herr Baron. Fahren Sie einen Tag später, fahren Sie übermorgen.“ —

Am Spätabend dieses Tages geriet die Menge vor dem Dorfkrug in Brand. Das Telephon hatte den Mobilmachungsbefehl gebracht. Nun gab es kein Halten mehr. Zwischen der „Wacht am Rhein“ hörte man das Schluchzen der Frauen und Mädchen. Bis in die späte Nacht hinein brannte in den meisten Häusern Licht. Es wurde gekramt und gepackt, geschrieben und gestiegelt. Die jungen Männer waren kaum zu halten. Und auch, wer ein Weib hatte, stand schon mit einem Fuß aus der Tür.

Wie das kam, woher das kam, dieser Geist, der sie alle besetzte, niemand konnte es sagen. Es war wie ein feuriger Hauch aus der großen Vergangenheit, der über alles ging, was ein deutsches Herz im Leib hatte. Die Polen waren nicht anders. Jetzt zeigte es sich, wie fest der Kitt war, den ein geeintes, nationales Schaffen, Sorgen und Mühen zwischen die verschiedenen Stämme legte. Dorf für Dorf ein Heerlager, und die kleinsten Buben mitten dazwischen, als ob diese Sache auch die ihre war.

Ein gewaltiges, nie geahntes Vorbild zu den furchtbaren Kämpfen, die der Krieger warteten.

Am Sonntagmittag war Rothkirch in Berlin und fuhr wie im Traum durch die Volksbrandung in den Straßen der Reichshauptstadt nach Friedenau zur Wohnung seines Bruders, der ihn auf sein Telegramm erwartete. Nachmittags fuhr Notar Hügner vor und arbeitete mit den Herren bis zum Abend. Er nahm sie dann mit nach Berlin.

Deutschland mobil!

Es waren ergreifende Bilder auch für gehärtete Seelen. Erzellenz Lothar v. Rothkirch rannen die Tränen über die Wangen. Die Augen seines Bruders saugten sich in den Volksmassen fest und stammten von Begeisterung. Der alte Notar schüttelte den Kopf.

„Eine große Zeit! — Eine große Zeit! — Unseres kommt da nicht mehr mit. Siebzig — das war ja rein gar nichts!“

Es jubelte und dröhnte durcheinander.

„Deutschland, Deutschland über alles!“

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“

Und dann das Lied, das in den fünfundschwanzig Jahren unter Wilhelm dem Zweiten nie recht gestimmt hatte, weil ein Ton darin nicht echt war — das „Heil dir im Siegerkranz!“ sollte sich jetzt endlich erfüllen, den „Siegerkranz“ wollten sie alle erstreiten helfen.

Überall tauchte ein unbekanntes Moment auf, das mit seiner Massenhaftigkeit diesen Tagen den Stempel auf-

prägte: das Feldgrau der neuen Uniformen, in seiner Schlichtheit ein Symbol der nicht zu brechenden natürlich-entfachten deutschen Wehrmacht. Diese graue Woge stutete aus den Kasernen in die Gassen und mischte sich mit den hellen Sommerkleidern der Frauen und Mädchen zu einer nationalen Symphonie.

Nach einer ruhig verschlafenen Nacht fuhr Freiherr Alexander v. Rothkirch zu seinem Regiment nach Norden. Der grauföpfige Rittmeister war nicht der schlechteste der Königin-Kürassiere.

Noch eine kurze Reichstags-Sitzung unter der goldenen Kuppel vor dem Brandenburger Tor, ein kurzer Abschied den Tag darauf von Bronin, mit verzweifeltem Händeringen und endlosen Tränenströmen — dann brausten die Kriegstage durch das Land, holten ohne Unterlaß jung und alt aus Haus und Hütte und stellten alle Lebensverhältnisse so auf den Kopf, wie man das nie für möglich gehalten hätte.

Der Schloßbau, die Höfe und Ställe, die Fabriken und Zehelber waren in den nächsten Tagen fast ganz leer und bevölkerten sich nur langsam und spärlich wieder aus den matten Reserven, die zu Hause geblieben waren wie Erich Wöflin und Waldemar. Diese beiden verkrochen sich in den hintersten Park, wie sie sahen, daß alles Mannhafte auszog und nur sie daheim sitzenbleiben mußten. Ein Gefühl der Wut und Scham ballte ihre Faust, daß die große Stunde sie zu den Schwächlingen rechnete. Dietrich v. Rothkirch, Gerhard Labenburg, Herr v. Saar, sämtliche jungen Inspektoren, Techniker und Chemiker der Fabriken, fast alle Bauleute standen im Feld und trugen die Zukunft Deutschlands auf ihren Schultern. Und sie —?

Die Zeitungen wurden mit fiebernder Ungeduld erwartet. Da standen die schlimmsten Nachrichten über die Behandlung der deutschen Reichsangehörigen in Feindesland. Erich Wöflin zitterte um seine Schwester. Susanne wurde nicht müde, ihn heiter zu stimmen. In ihren Augen, in denen ein stilles Glück strahlte, fand er Ruhe und Frieden. Unbewußt klammerte er sich daran fest.

Immer, wenn er Susanne sah, schwebte ihm eine Frage auf den Lippen: Warum waren Sie nicht auf Ilse's Hochzeit? — Was ihm Saar damals gesagt hatte, konnte nicht wahr sein. Er hatte Susanne nun genau kennen gelernt.

Und so war es. Als er sie endlich doch fragte und ihr die Erklärung Saars gab, lachte sie laut auf.

„Ich habe von Herrn v. Saar nie viel gehalten und habe ihn das auch merken lassen. Daß er mir aber solche kindlichen Dummheiten andichtet, hatte ich ihm doch nie zugebraut.“

„Es wäre also — verzeihen Sie den derben Ausdruck, gnädiges Fräulein — glatt gelogen, was er mir sagte?“

„Natürlich! Wäre Lotte dagewesen, hätte ich Schmettaus Hochzeit sicher nicht verjämmt. Meine Eltern kamen als Gäste für den jungen Schmettau überhaupt nicht in Frage. Niemals ist darüber auch nur ein Wort gesprochen worden. Es ist doch zu abförmlich.“

Was hatte Saar ihm noch alles ins Ohr geblasen! Jetzt wurde ihm diese Taktik des Direktors klar, und er gab seiner Erkenntnis unwillig Ausdruck.

„Aber was hat dies alles für einen Sinn?“

„Sprechen Sie mit Waldemar darüber. Saar tut nichts ohne Zweck und Ziel.“

(Fortsetzung folgt.)

### „Nichts von Bedeutung“...

Von Alfred Bratt.

Und wieder zog eine Nacht über Land. Ein Dunst tieferer und fahlgelber Streifen loderte über den Horizont; mit sanften Schleiern senkte die Dämmerung sich auf die leichtgewellte Ebene. Die Luft wurde still und heiter, befreit von Staub und Hitze des Tages, die wie ein Alp auf ihr gelastet hatten. Der ruhige Atem des Abends war von einem leisen Hauch durchweht, wie von dem stummen Gruß, den Tag und Nacht, einander ablösend, austauschten. Selbst die Geschübe grollten nur spärlich, vereinzelt und gedämpft, als beugte auch ihr Horn sich vor dem Frieden der Stunde. In den langen, schmalen, im Hidsack gewundenen Verbindungsgräben, die zu der Infanteriestellung führten, wie die Adern des Herzens, tauchte ein Prozession gleitender grauer Spitzer auf: als wanderten schmale Feldstreifen mit abendlich verhäulten, nickenden Aehrenköpfen einen geheimnisvollen Gang. Es waren die Feldgrau überzogenen Helmvisen der Infanteristen, die schweigend auf die Schützengräben zuschritten, um den Nachtdienst anzutreten. Seitwärts, im Beob-

nichtungsstand des Hauptmanns, der die Stellung befehligte, glommt ein Licht auf. Ein dünner Schein nur, der unsicher flackernd brannte, als wüßte er, daß er nicht von „draußen“ erblüht werden dürfte. Als der Hauptmann, der den Nachtdienst hatte, mit gebücktem Rücken über die Schwelle trat, stand der Offizier des Tages von seinem Sitz auf. Er rasierte die zerstreut auf dem Tisch liegenden Dienstpapiere zusammen, schob sie zwischen zwei Brustknöpfe seines Uniformrockes und warf den Kopf zurück. Sein Gesicht war unter dem leuchtgrünen Haar gierig gebräunt, doch jetzt waren die Züge erschlaft von der Abspannung des Tages. „Nichts von Bedeutung“, sagte er; dann schritt er hinaus und verschwand bald in dem langen Graben, in der Richtung nach rückwärts, dorthin, wo man sich hindrückt mit taumelnden Sinnen, dorthin, wo man schlafen kann und manchmal auch träumen. . . . Der Hauptmann B. dreht das kleine Kladderlicht noch tiefer herab und trat dann zwischen die Pfosten des Eingangs, um die Mannschaften an sich vorbeischieben zu lassen.

Die Soldaten schritten langsam, Mann hinter Mann, schwer beladen mit all dem, was eine Nacht im Schützengraben erfordert. Sie verteilten sich hierhin und dorthin, stumm, mit selbstverständlicher Sicherheit, wie Schlafwandler. Und bald war jeder an seinem Platz.

Die letzten schlichen den Graben herauf: zwei „alte Leute“ und ein Junger. An der erregten Unregelmäßigkeit seiner Schritte, an den rudartigen Wendungen des Kopfes, an den neugierig und gespannt blickenden Augen konnte man erkennen, daß es ein „Neuer“ war. Er war schlank, mit blondem Haar über einer freien, glatten Stirn, kaum zwanzig Jahre alt.

„Hans“

„Mein Vater!“

Und während von draußen ein neues Donnergeröll erscholl, hohl brummend, mit tiefen Tönen einsehend, umarmte der Hauptmann den Sohn. Den Sohn, der gekommen war, um heute zum ersten Mal als Mann im Feuer zu stehen.

Sie blickten sich in die Augen; — und es war wieder still geworden ringsum, als der Hauptmann sagte: „Halte dich tapfer, Junge!“

Sie drückten einander die Hände. Dann glitt der Junge in das Dunkel zurück, das mittlerweile mit undurchdringlicher Schwärze in den Graben gesunken war. Er verboppelte seine Schritte und stand bald neben den beiden alten Leuten in der Feuerlinie.

Draußen, wo eine im Dunkel noch dunklere, in der Schwärze noch schwärzere Linie die Stellung des Feindes andeutete, erklang es in Marrenden, Nüdernden, polternden Geräuschen wie von einem neuen Leben, das erwacht war zum unheimlichen Geschäft der Nacht. Einen Augenblick lang huschte der milchweiße Schimmer eines Scheinwerfers über irrende, unendlich kleine Schatten und eine Decke stählerner Reflexe; eine Sekunde nur; dann war das Bild wieder verschwunden, überdeckt von dem Mantel der Dunkelheit.

Gebückt hinter der Schutzwehr des Grabens, den rechten Arm auf das Gewehr gestützt, lauerte Hans auf einem Haufen staubender Erde. Er blickte um sich. Links von ihm stand ein Landwepfermann, breit, gedrunen, mit mächtigen Armen, die muskulös herabhängten. Rechts ein Unteroffizier; ein älterer Mann, der ein Jahrzehnt lang in Ostafrika gebient hatte. Eine tiefe Narbe lief von seiner Stirne quer über die linke Wange und verlief sich unter den Falten des Halstuches; eine Erinnerung aus den Kolonien. In weitem Umkreis war sonst nichts zu sehen. Das Dunkel, von keinem Mond erhellt, sog alles auf, Mann und Gewehr und die Umrisse des Grabens. Hans wollte sprechen. Doch eine innere Dämmung hinderte ihn daran. Es schien ihm, als seien alle seine Fähigkeiten, alle Kräfte seines Organismus in den Gehörnerfen konzentriert. Er senkte den Kopf und lauschte. Ein Klüffeln, ab und zu ein unterdrückter heiserer Laut, ein Klacken des Memens an einem Gewehrkolben, ein Scharren schwerer Stiefel. Das war die Stimme des Grabens, der Wache hielt vor dem Feind. Von draußen — nichts.

Der Hauptmann sah in seinem Beobachtungsstand, die Ellenbogen auf die rauhe Platte des roh zurechtgeschnittenen Tisches gestützt. Er starrte durch eine Öffnung hinaus in die Nacht, die über den Köpfen seiner Soldaten schwebte. Das Feldtelefon gab sein Signal. Die Meldung, daß die rückwärts liegende Batterie das Feuer eröffne.

Eine krachende Explosion löste die schwer lastende Stille. Ein gleitendes Pfeifen — mit einem Rauschen und Surren flog das Geschöß über die Köpfe der Mannschaften dem Feind entgegen. Und gleich darauf ein brüllender Laut von draußen, und ein eben solches Pfeifen, Rauschen und Säusen fuhr wie Sturmwind heran und hoch über den Graben hinweg. Der Mann war gebrochen; nun folgte Detonation auf Detonation, Schuß auf Schuß. Heftige, grollende Töne, dumpfe, kurze Akkorde, dazwischen das „Kad-Kad“ des Infanteriefeuers und das rasende Knattern der Maschinengewehre. Es surzte in der Luft, die, von den Geschossen durchzogen, wild aufzustöhnen schien. Hans drückte den fieberheißen Körper an die Brustwehr des Grabens. Er lauschte diesen seltsam fremden Tönen, die irgend woher kamen und irgend wohin gingen, diesen scharfen, abprallenden, ineinanderbrausenden Klängen des infernalischen Orchesters. Er hob den Kopf und sah die Nacht vor sich, durchschwärtzt von Feuerblitzen. Er hörte die Musik, er sah die Fackeln des Kampfes,

und ein Strom, der glühend durch seinen Körper rann, ließ ihn sich straff aufrichten und das Gewehr fester an die Schultern drücken. Er hörte das regelmäßige Knaden der Drücker zu seinen Seiten. Auch seine Finger suchten den Abstoß, er drückte, wieder und wieder, er herauschte sich an diesem leisen „Kad-Kad“, das jedesmal seiner Schulter einen leisen Stoß gab, als sollte es ihn aufrütteln zu immer regerer, immer gesteigerter Lebendigkeit. Die hundertfältigen Stimmen des Kampfes wurden zu einem einzigen Schwall von Geräuschen, zu einer Welle, die ihn mit fortriß. Er drückte ab, wieder und immer wieder.

Der Hauptmann starrte von seinem Beobachtungsstand in die feuersprühende Nacht, die über den Köpfen seiner Soldaten schwebte. Er wußte, daß sein Sohn vor ihm in der Feuerstellung lag. Und ein warmer Stolz legte sich mild auf seine in Spannung gestrafften Nerven.

Die Wolken hoch droben zerteilten sich und glitten in zer-rissenen Fegen von dannen. Zwischen den tausend Lichtern des frei gewordenen Himmels schwamm die Scheibe des Mondes. Und unter dem weißen, blendenden Licht traten die Umrisse des Grabens scharf hervor. Die Maschinengewehre, die zwischen den Leuten standen, reckten sich wie Spinnen im Mondenschimmer. Die starre Fabeltiere erhoben sie sich zwischen den laut atmenden Soldaten. Das Duell der Batterien hatte nachgelassen. Doppelt heftig ratterte das Feuer der Gewehre. Hans beugte sich mit gestrecktem Oberkörper vor, über die Brüstung hinaus, als sollte der Feuerstrom, der aus dem Graben dem Feind zuwies, ihn mit sich fortziehen. Der Gewehrkolben brannte an seiner Backe. Der Zeigefinger seiner rechten Hand schien mit dem Abstoßdrücker zu einem glühenden Stiel verschmolzen. Er sah nichts mehr, er hörte nichts mehr, er wußte nichts mehr: er gab Schuß auf Schuß.

Der Hauptmann starrte hinaus. Nacht für Nacht sah er hier und starrte durch das kleine Viereck. Nacht für Nacht der übliche Austausch der Feuer, Schall und Rauch. Und jeden Morgen schrie er unter seinen Bericht: „Infanteriefeuer wie gestern, nichts von Bedeutung.“ . . . Stellungskampf!

Aber in dieser Nacht pochten die Pulse des Hauptmanns mit den Entladungen der Schüsse in einem Takt. Denn diese Schüsse schwirrten um seinen Sohn, der hier draußen lag. Das Blut hämmerte in seinen Adern, wie die harten Entladungen der Gewehrläufe an sein Ohr drangen.

Und Hans schob; in regelmäßigen Abständen, ruhig jetzt im bereits gewonnenen Gefühl sicherer Uebung. Ferner blähte der Rand der Erde in grau-weißlichen Morgenämmern. Da — ein Schlag! . . . Hans rutschte etwas zurück — ein Streifschuß hatte den Kolben seiner Waffe getroffen. Der Schutzwall vor ihm war unmerklich eingeknickt. Doch er beugte sich gleich wieder vor; er wurde sich dessen nicht bewußt, daß soeben der Tod an ihm vorbeigegangen war. Es wurde heller. Die Ebene ringsum zitterte in leichten Morgenschauern. Hans streckte den Kopf voran, gierig sog er die laue Morgenluft in seine Lungen. Und jetzt — ein zweiter Schlag, heftig, aber ganz kurz, geradezu unwahrscheinlich kurz, wie der Traum eines Augenblicks. Hans spannte die Finger fester um seine Waffe, als müßte sie ihm als Faust dienen. Ein starrer Griff; dann entfiel das Gewehr seinen schlaffen Händen. Er schloß halb die Augen, in der Empfindung, daß all die leichten, flatternden Morgenstreifen um ihn wallten und ihn umhüllten. Durch den Spalt der Lider erblickte er knapp vor sich ein wetterhartes Gesicht. Er sah ganz deutlich eine Narbe, die von der Stirn quer über die linke Wange lief und in den Falten des Halstuches verschwand. Es war der Unteroffizier, der sich über ihn beugte. Hans blickte ganz fest auf die Narbe, die zu glühen begann und sich in eine feurige Spur verwandelte. Unverwandt sah er dieses Glühen, es stimmerte vor seinem flackernden Blick. Dann drehte sich alles in feurigen Kreisen — und dann sah er nichts mehr.

Ein Unteroffizier trat in den Beobachtungsstand: „Ein Toter, drei Verwundete“, sagte er zu dem Hauptmann, die Hände an die Hosennaht gelegt. Der Hauptmann fuhr auf. Ein Toter?! . . . Er riß sich zusammen und nickte wortlos. Ueber die vom Morgenschein gerötete Schwelle zwischen den hölzernen Pfosten trat ein Ordonnanzsoldat. Er kam, um den Nachtbericht des Hauptmanns zu holen. Der Hauptmann blickte auf die Uhr — 5 Minuten vor sechs. Um sechs Uhr mußte der Bericht abgeliefert werden. Er beugte sich über die umgehobelte Tischplatte und schrieb mit schwerer Hand: „Stellung 13. Sechs Uhr morgens. Ein Toter, drei Verwundete. Infanteriefeuer wie gestern. Nichts von . . .“ Er blickte auf und wandte sich mit einem Nuck um: draußen schlürften Schritte. Und in der morgenhellen Dämmung zwischen den beiden Pfosten erblickte der Hauptmann den Toten, den zwei Mann vorbrachten. Es war sein Sohn.

Eine krampfartige Bewegung rief den Hauptmann einen Schritt vor. Aber dann ging ein Nuck durch seine schwere Gestalt: sein Blick fiel auf die Ordonnanz, die wartend dastand, und auf die Uhr, die auf dem Tisch lag und eine Minute vor sechs zeigte. Stumm, einen aschgrauen Schatten über Stirn und Augen, wandte er sich wieder dem Tisch zu. Und während die schlürfenden Schritte der Träger verhallten, schrieb der Hauptmann unter den unterbrochenen Bericht: „Nichts von Bedeutung“. Und mit einer Hand, deren Beben ein eisenharter Wille zu meistern vermochte, reichte er das Blatt der Ordonnanz hin . . .

### Vermischtes.

**\* Notstandsarbeiten in Französisch-Lothringen.**  
Wie unsere Regierung in Ostpreußen, so hat es sich auch die französische Regierung angelegen sein lassen, die Wunden, die der Krieg dem schwer heimgekehrten Französisch-Lothringen geschlagen hat, nach Möglichkeit zu heilen. Sie hat vor allem die ackerbauende Bevölkerung unterstützt und an die notleidenden Weinbauern 9361 Hilo Kupferfufat, 3290 Kilogramm Natriumcarbonat und 964 Kilo Schwefel verteilen lassen. Den Bauern sind 35 Pflüge, 26 Eggen, 2 Walzen und 298 Pferde überlassen worden. An Saaten wurden 67 500 Kilo Frühgetreide, 200 600 Kilo Daler, 62 490 Kilo Gerste, 8 724 Kilo Alee, 4 859 Kilo Luzerne, 855 650 Kilo Kartoffeln, 11 177 Kilo Zuckerrüben, 256 376 Kilo Heu und 209 775 Kilo Futterhafer verteilt. Da es an Arbeitskräften fehlte, hat die Militärverwaltung zur Einbringung der Ernte Soldaten und Pferde gestellt, und auf diese Weise ist es gelungen, die Felderträge einzubringen; Heu geerntet wurde bis in die Vorpostenlinie hinein, da sich dazu Freiwillige fanden. Tauernd mangelt es nur an Pferden, ein Uebelstand, der durch Einführung von Ochsen abgestellt werden soll. Für die Flüchtlinge aus den besetzten Teilen des Rheine- und Moseldepartements wird vorzugsweise in Nancy gesorgt; von den 25 044 Personen, die ihr Heim verlassen mußten, erhalten 14 007 eine Unterstützung und 2987 sind in zwei Rancier Kasernen untergebracht worden, wo sie auch versorgt werden. Für die Kinder der Flüchtlinge sind in der Molitor-Kaserne 11 Klassen, in der Trouot-Kaserne sieben Klassen eingerichtet worden; die Kinder zwischen 13 und 17 Jahren erhalten Ergänzungsunterricht, 47 sind als Lehrlinge in die städtischen Werkstätten eingereiht worden, einige besuchen die Landwirtschaftsschule in Tomblaine. Die Mädchen werden in einer Haushaltungsschule ausgebildet, während die Frauen Heimarbeit gefunden haben oder in den in beiden Kasernen errichteten Werkstätten tätig sind.

**\* Apfelserte und Apfelwein in Frankreich.**  
Das französische Nationalgetränk ist der Wein; unter allen Völkern der Erde ist der Franzose als der größte Weintrinker bekannt. Neben dem Wein spielt aber auch der Apfelwein oder Sider als Volksgetränk eine wichtige Rolle. Der Anbau des Apfelbaumes erreicht in Frankreich seinen größten Umfang in den Küstengebietern des Nordwestens, wo die Rebe nicht mehr gedeiht, in der Bretagne, der Maine, der Normandie und Picardie. Allein im Departement der unteren Seine beläuft sich die Ernte an Äpfeln und Sidern im Mittel auf 4 Millionen Hektoliter im Jahr. Je nach dem Ausfall der Obsternte weist die französische Apfelweinerzeugung in den einzelnen Jahren ganz bedeutende Schwankungen auf. Im Jahre 1907 wurden nur 3 160 000 Hektoliter, im Jahre 1904 aber fast 41 Millionen Hektoliter, also mehr als der zwölfwache Betrag, im Durchschnitt der fünf Jahre 1903—12 etwa 16,4 Millionen Hektoliter Sider erzeugt. Der Jahreswert der französischen Siderfabrikation beträgt 100 bis 200 Millionen Franken. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, ergibt sich ein Jahresverbrauch von reichlich 40 Liter Apfelwein. Die Stellung, die in Frankreich der Apfelwein neben den anderen alkoholischen Getränken einnimmt, läßt der folgende Vergleich erkennen: Der Jahresverbrauch des Franzosen an Wein beläuft sich auf etwa 140 Liter, an Bier auf 34 Liter, an Branntwein auf 6 Liter. Wesentlich anders geartet ist der Bedarf des deutschen Volkes an berauschenden Getränken. Weitans an erster Stelle steht bei uns das Bier mit ziemlich genau 100 Liter für den Kopf und das Jahr; dagegen stellt sich unser Jahresverbrauch an Wein noch nicht auf 5 Liter, an Branntwein auf rund 3 Liter.

**\* Auch eine Kriegslüge.** Die Kunde von der glücklichen Rückkehr Prof. Erland Nordenfjörds aus der unerforschten Oylaea Südamerikas ist schon länger bestätigt worden. Aber über den Schicksal seiner umfangreichen Sammlungen, die vor allem das Gebiet der primitiven Indianerkultur umfaßten, blieb ein geheimnisvolles Dunkel. Sie waren zu gutem Teil gleich nach Ausbruch des Krieges verschwunden. Nordenfjörd hatte sie den Amazonenstrom hinabgeschickt und es hieß später, sie wären mit dem von der „Karlsruhe“ versenkten Dampfer „La France“ untergegangen. Indessen zeigt sich jetzt, wie die „Deutsche Rundschau für Geographie“ mitteilen kann, daß die wissenschaftlich so wertvollen völkerkundlichen Schätze überhaupt nicht an Bord irgend eines Schiffes gelangt sind, sondern unbeachtet in einem Güterschuppen in Porto Velho am Rio Madre, einem Nebenfluß des Amazonenstroms, ihrem langsamen Verderben entgegenstimmerten, bis sie noch rechtzeitig durch Zufall entdeckt wurden. Sie sind nunmehr in Göttingen eingetroffen, wo sie dem Museum einverleibt werden. Ein großer Teil der Sammlungen liegt übrigens noch in Stockholm, wo sie Prof. Nordenfjörd selbst einem deutschen Handelshause zur Aufbewahrung übergeben hat. Die Erzählung von der Versenkung der kostbaren Sammlungen durch den deutschen Kreuzer war eben wieder eine Kriegslüge unserer Feinde, die bei den Neutralen Eindruck machen sollte.

**\* Eine russische Fleischexpedition in die Mongolei.** Die schwierige Frage der Fleischversorgung in Rußland soll neuerdings, wie die „Nesich“ mitteilt, durch eine Expedition in die Mongolei einer Lösung entgegengeführt werden. An der Spitze der Expedition, die im Auftrage der Regierung unternommen

wird, steht Hauptmann B. A. Koslow, der als guter Kenner mongolischer Verhältnisse gilt. Die Expedition nahm einen längeren Aufenthalt zuerst in Irkutsk, wo mit Sachverständigen und einer mongolischen Abordnung Beratungen abgehalten wurden. Aus denselben ergab sich die Tatsache, daß 75 000 000 Stück Kleinvieh und 15 000 000 Stück Hornvieh zum Ankauf in der Mongolei vorhanden seien. Durch Massenaufträge an die mongolischen Viehhändler soll nun der drohenden Fleischkrise in Rußland vorgebeugt werden. Wie groß die Befürchtungen in dieser Richtung sein müssen, beweisen die energischen Maßnahmen, die die russische Regierung zur Verwirklichung dieses Planes vorgehen hat. Als Dispositionspunkt für die Durchführung der Massenaufträge ist die Stadt Urga gewählt. Von dort aus werden die Teilnehmer der Expedition die Richtlinien bekommen, nach welchen Gegenden der Mongolei sie sich zu begeben haben. Mit Kommissionären und Viehindustriellen sollen bestimmte Verträge abgeschlossen werden und die Anläufe auf allen Jahermärkten der Mongolei erfolgen. Die Verkäufer sind verpflichtet, direkt an die Expedition das Vieh abzugeben, damit jeder Zwischenhandel und jede künstliche Preissteigerung, wie sie sonst in der Mongolei häufig eintritt, ausgeschlossen werde. Mitte Dezember soll diese Fleischkampagne ihren Abschluß finden. Gleichzeitig ist das russische Ministerium für Handel und Industrie eifrig bestrebt, zu verhindern, daß die enormen Erträge für das Vieh in die Hände der Chinesen fließen, die jetzt die Mongolen mit allen Bedarfsartikeln zu versorgen bemüht sind. Zu diesem Zwecke werden die russischen Fabrikanten ermuntert, ihre Erzeugnisse, namentlich Stoffe, soweit sie vorräthig oder rasch herstellbar sind, nach den mongolischen Märkten zu exportieren.

**\* Der englische Pianohandel und der Krieg.**  
Alle musikalischen Kreise in England werden natürlich von dem Kriege mehr oder weniger schwer betroffen; eine Ausnahme bilden jedoch die Pianohändler in denjenigen Städten, wo sich Munitions- oder andere Kriegswerkstätten befinden. Soweit diese Geschäfte früher Pianos absetzten, geschah dies im allgemeinen nach dem bestmöglichen Abzahlungsplane. Jetzt treten die Kunden, die Pianos zu erwerben wünschen, bei ihnen mit wohlgeputzten Börsen an und zahlen die Preise gleich bar. Gewünscht werden natürlich vor allem kleine Instrumente — und das ist im Sinne der Interessenten dieser Kaufleute eben das Leidende. Denn der Vorrat daran ist nicht groß und die Herstellung von Pianos kleinen Maßes ist gegenwärtig infolge des Krieges in England sehr beschränkt. Die Folge ist, daß die Pianohändler eifrig im Lande herumreisen und sich überall einfinden, wo etwa kleinere Instrumente versteigert werden. Besonders frühere Pensionäre haben sich dazu häufig genötigt, weil die Fremden jetzt natürlich ganz ausblieben. Man sieht, es gilt auch hier die alte Volksweisheit: was dem einen ein Uhl, ist dem anderen ein Nachtigall.

### Büchertisch.

— Deutsche Heerführer in großer Zeit, von Walthor Stein (Hermann Montanus, Verlagsbuchhandlung, Siegen und Leipzig. Jeder Band 2 M.). Erster Dreißigtausend-Druck. — Verleger und Herausgeber haben mit diesem Bande einen guten Griff getan. In einer knappen Einleitung gibt der Verfasser ein warm empfundenes Lebensbild, vielfach nach wertvollen Mitteilungen der beteiligten Kreise unserer Heerführer, während etwa 200 Bilder, die zum überwiegenden Teil aus Familienbesitz zur Verfügung gestellt wurden, die einzelnen Lebensstufen vor Augen führen. Diese Bilder, technisch aus vollkommener Wiedergabe, zeigen unseren großen Vindenburg, Wladenssen, Peeringen und Kluck, Bischof und Einem, Marwig und Francois, Gemlich, Weisler und wie sie alle heißen, als Knaben, Gymnasiasten und Kadetten, in der aufsteigenden Linie des jungen Offiziers als Leutnant, Hauptmann, Major, als Divisionär, kommandierender General, Armeekorpsinspektor oder Minister auf dem Manöverfelde, bei Begegnung mit Seiner Majestät und in der großen Aufgabe der Gegenwart. Die Kunstbeilage zeigt den General v. Weisler, dessen Verdienst die Neugestaltung unserer Genietruppen ist und der mit der Einnahme von Antwerpen Ingenieur, Mathematiker und General in idealer Weise vereinte.

### Tauschrästel.

Bach — Enkel — Vase — Feder — Ost — Bad —  
Jahn — Pafe — Wand.

Die Anfangsbuchstaben vorstehender Wörter sind mit anderen Buchstaben derart zu vertauschen, daß man ebenso viele neue Wörter erhält, deren Anfangsbuchstaben den Titel eines Schiller'schen Dramas ergeben.  
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

S	S	S
c	c	c
h	h	h
S	c	h
S	c	h
S	c	h
l	i	f
n	e	e
g	n	n